

Abend -



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

49.

Dienstag, am 24. October 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Chreiz.
Epistel.

Phaeton, von Jo's Sohne
Einst gescholten und gehöhnt,
Stieg, von edlem Zorn verschönt,
Himmelan zu Waters Throne:
„Zeuge, daß Klymenens Schooß
Mich als Deinen Sohn getragen,
Deinen goldnen Sonnenwagen
Laß mich führen, Helios!“

Und dem stolzen Muth des Knaben
Schäumt das strahlende Gespann,
Bis der tiefe Eridan
Ihn im jähen Sturz begraben;
Aber um den Todten weint
Schwesterlich die Heliade,
Und es kreist um die Gestade
Cyknos, der verwaiste Freund.

Wer den Gott mit stolzem Ahnen
Fühlet in geschwellter Brust,
Fordert, seiner Kraft bewusst,
Trogig seine Sonnenbahnen;
Furchtlos fasset seine Hand
Nach der Flammenrosse Zügel,
Wie der Adler seine Flügel
Rühn dem Blitz entgegenspannt.

Denn zu ringen lohnt's und siegen
Nur um ein unsterblich Glück,
Rühmlich ist es, dem Geschick,
Schmach, dem Zweifel zu erliegen;
Mögen sie mit Donnermacht
Ihn vom Himmel niederschmettern,
Den Titanen zeigt den Göttern
Auch noch die verlorne Schlacht.

Mag die Stirn sich nie umlauben
Mit des frischen Lorbeers Kranz,
Wollust war der Träume Glanz,
Größe war's, an ihn zu glauben.
Leuchtend schwebt der schöne Bahn
Einst um meines Sturzes Stelle,
Wiege Du Dich auf der Welle
Meiner Lieder dann als Schwan.

W. v. Merkel.

Küstenbilder aus dem Mittelmeere

von

G. Rathmann.

1.

Triest.

Es war unbedingt der erhabenste Moment
meines Lebens, als ich im Sommer 1841 von

den Höhen des Karstes, bei dem österreichischen Zollamte Obseina, zum ersten Male das Meer erblickte; diesen Moment zu beschreiben, würde vergebliche Mühe sein, der wahre Eindruck, den der erste Anblick des Meeres gewährt, kann nur durch persönliche Anschauung empfunden werden. Mit trat der Meeresspiegel im friedlichsten, blauen Glanze entgegen; der Hafen von Triest mit seinen tausend Masten und fliegenden Wimpeln lag im Zauber der Abendsonne zu meinen Füßen; der Golf von Venedig, rechts begrenzt durch die Küste Italiens, links die buchtenreichen Ufer Istriens und Dalmatiens, eröffnete mit gen Süden eine weite, durch keinen festen Punkt geschlossene Aussicht, welche in meinen Begriffen von dem Verhältnisse des Meeres zur Erde eine förmliche, praktisch berichtende Revolution hervorbrachte. Der Anblick des Meeres kann zu ernstesten Betrachtungen über das Weltall führen; nirgends erscheint der Mensch so unbedeutend und doch auch zugleich wieder so groß durch das Schaffen seines Geistes, als eben hier; diese Betrachtungen sind geeignet demüthiger zu stimmen, als es die ganze Clerisei, vom Papst bis zum neuesten Kapuziner herab, jemals gewesen!

Selten bietet ein Weg so herrliche Panoramen und Fernsichten dar, als die Straße von Obseina nach Triest; durch die Gartenanlagen, die sich terrassenartig und mit reizenden Landhäusern geschmückt, zu einer guten Höhe erheben, kann man vom Zollhause aus die Stadt in drei Viertelstunden erreichen; verfolgt man aber die neue, in vielen Krümmungen an dem Bergrücken herabführende Straße, so dehnt sich die Tour zu einigen Stunden; doch doppelt erquickend und belohnend ist in letzterem Falle der Genuß.

Meine Erwartungen von Triest waren durch die armen Dörfer des Karstes bedeutend herabgedrückt worden; desto größer und angenehmer war die Ueberraschung, als ich beim Eintritte durch das sich mir darbietende Bild des Handels- und Seeverkehrs eines Bessern belehrt wurde. Schon mitten in der Stadt, ehe ich noch den Hafen, wohin mein erster Gang gerichtet war, erreichte, zog eine Menge stattlicher Schiffe meine Aufmerksamkeit auf sich, die hier in einem geräumigen die Stadt durchschneidenden Kanale, vor den Thüren der Kaufleute ihre Waarenballen auslu-

den. Welch ein Leben! Jeder Schritt bringt ein neues Bild von reger Geschäftigkeit; Wohlstand, Lebensgenuß und der gesunde biedere Ton des Seelebens blicken überall hervor, und nicht blos in merkantilischer, auch in so mancher anderen Hinsicht scheint Triest der Freihafen Oesterreichs zu sein. Schöne regelmäßige, mit behauenen Quadern gepflasterte Straßen, prächtige Paläste, mit Statuen und Kunstwerke gezierte Plätze, der herrliche Corso mit seinem reichen Bazar, und vor allen das Leben an und in dem mit Schiffen gefüllten Hafen, haben für den aus Deutschlands Binnenländern kommenden Reisenden einen ungemein anziehenden Reiz, und liefern zugleich den besten Beweis, daß hier die Lebens Elemente noch nicht im Schlummer liegen.

Großartig ist der Anblick des Hafens, in welchem nicht selten 400 Schiffe vor Anker liegen. Hier wehen die Flaggen aller handeltreibenden Nationen: die Sternensflagge Nordamerika's, der Halbmond der Osmanen, das Kreuz Griechenlands, Rußlands Panier, der Tricolor Frankreichs, Spaniens, Portugals, Brasiliens Farben, und wo könnten die Söhne Albions, die meerbeherrschenden Britten fehlen! Alle diese Völker liegen hier in Friede und Eintracht neben einander, fern von religiösen und politischen Zwisten, ein gewichtigeres Interesse beseelt sie: das Interesse des Handels!

In Triest ringen Deutschland und Italien um den Vorrang, doch scheint letzteres vorherrschend in Bauart, Sitte und Lebensweise. Die Benennung der Straßen, der Bedürfnisse und Einrichtungen ist italienisch, nur die vornehmeren Klassen bedienen sich im Leben und Verkehr der deutschen Sprache, die gewöhnliche Umgangssprache ist die italienische, und in dem öffentlichen Treiben giebt sich ein Lärmen und Aufgeregtheit kund, die schon hinlänglich den heißblütigen Italiener repräsentiren. Wohlthuend tritt dem Nordländer der Ton des Seemanns entgegen, rauh zwar im äußern Erscheinen, aber kräftig und gesund an Kern und Charakter, und mit Behagen weidet sich das Auge an den romantischen Trachten und vollendeten männlich schönen Formen der Söhne des Orients, Griechen, Armenier und Türken, die hier in wahrhaft malerischen Gruppen Wein- und Kaffeehäuser füllen. An Unterhaltung kann es nicht fehlen; ein herrliches Theater, prächtige

Kaffeehäuser, die selbst während der Nacht nicht geschlossen werden, der große Kanal, der Molo und der belebte Hafen, die reizende, einen großen Garten bildende Umgegend — alles dies vereint sich, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Auch an Sehenswürdigkeiten und merkwürdigen Gebäuden und Gegenständen wird es hier nicht fehlen; allein nach diesen habe ich nicht gesucht, da für mich ganz Triest eine Sehenswürdigkeit war.

Mein Aufenthalt in dieser freundlichen Stadt währte drei Tage; ich war hier angekommen, um mit einer k. k. Golette nach Alexandrien zu gehen, wo mir auf Verwendung einflussreicher Verwandten die Pforten zu einer neuen Lebensbahn sich öffnen sollten. Zu meiner Freude war das zu dieser Reise bestimmte Schiff in Venedig stationirt, und ich bekam auf diese Weise Gelegenheit, auch die berühmte Lagunenstadt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Irländer E. A. Moriarty.

Man ist oft versucht zu glauben, an uns Deutschen sei Hopfen und Malz verloren. Wir geben uns bei jedem unbedeutenden Anlasse sanguinischen Hoffnungen aller Art, von der Größe, von dem Ruhme unsers Vaterlandes, hin, wir schmeicheln unserm Stolze täglich mit der Anerkennung des Auslandes, und jeden Tag zeigt uns irgend ein Ereigniß, daß man uns größtentheils die geträumte Anerkennung versagt, daß man verächtlich auf uns herabsieht. Wir sehen wonnetrunken in die Sterne, und stolpern bei jedem Schritte über irgend einen gemeinen Sandstein, zum Gelächter unserer Nachbarn, zu unserer tiefen Demüthigung. Wir nennen das den deutschen Michel, und sind sogar so einfältig, darüber zu lachen, statt zu weinen, statt in uns zu gehen, statt uns zu bessern. Wie oft kann man jetzt in unsern Journalen den Ausdruck unserer unabhängigen Gesinnung gegen das Ausland lesen, wir stehen achtungsgebietend da, wir sind mit Grundsätzen gepfropft; — da kommt plötzlich ein großer oder kleiner Mensch aus Rußland,

England oder sonstwo her, und erobert uns ganz allein durch schöne Worte, durch Glanz und Pracht und vornehm wegwerfendes Benehmen; — unsere Grundsätze sind dahin, unsere achtungsgebietende Stellung existirt nicht mehr. Ach, das Ausland weiß dieses sehr gut, es läßt uns in unserer unschädlichen Einbildung und mißbraucht uns, — es macht uns scheinbar den Hof, benützt uns zu seinen Zwecken, und lacht uns heimlich aus. Wie es aber die Länder, die Regierungen machen, so machen es auch die einzelnen Individuen, wie uns z. B. Robert Peel durch schmeichlerische Redensarten auszubeuten suchte, so suchen uns die einzelnen, oft höchst erbärmlichen Individuen auszubeuten. Es ist wirklich zum Verzweifeln, daß man nicht einmal Witz und Geist bedarf, um uns hinter das Licht zu führen, sondern daß nur ein ganz gewöhnlicher Verstand, das ganz gewöhnliche Einherschreiten, die ganz gewöhnlichen Mittel irgend eines ausländischen Bären dazu gehören, um bei uns Glück zu machen. So dieser E. A. Moriarty. Bei dem Buchhändler Weber hier sind seit Jahren allmählig die Werke von Boz (Dickens) in deutscher Uebersetzung erschienen. Die deutschen Blätter brachten von allen Seiten lobende Kritiken, sie ließen sich öfter näher auf die Sache ein und bewunderten es, daß Herr Moriarty, als Ausländer, so tief in den Geist unserer Sprache eingedrungen sei. O, der Schmach, der Demüthigung! Dieser E. A. Moriarty hat auch nicht ein Wort von allen den Werken übersezt, die unter seinem Namen in's Deutsche übertragen wurden. Moriarty ist gar nicht im Stande, richtig, auch nur mittelmäßig gut in's Deutsche zu übersezen, er versteht unsere Sprache bei weitem nicht so, um auch nur einen erträglichen deutschen Aufsatz zu verfassen. Julius Seybt und Jacob Kaufmann, zwei geistreiche, junge, hier lebende Literaten machten die Arbeit, und Herr E. A. Moriarty schrieb nur seinen Namen darauf. — Konnten Seybt und Kaufmann vielleicht nicht auf ihren eigenen Füßen stehen? O ja, sie konnten das, und zwar mit vielem Rechte, mit all' dem Rechte, welches E. A. Moriarty nicht besitzt. Julius Seybt ist ehrenvoll bekannt als Uebersetzer des Shelley und mancherlei gedie-

gene Aufsätze in Zeitschriften, und Jacob Kaufmann hat sich ebenfalls die rühmlichste Anerkennung erworben als Kritiker und Feuilletonist des Kometen. Aber warum standen sie nicht auf ihren eigenen Füßen? Weil der Buchhändler wahrscheinlich glaubte, nur ein ausländischer Name mache bei uns Glück, weil er die guten Deutschen kannte, und weil er, wie müssen es leider erröthend gestehen, darin Recht hatte. Wer Geschäfte machen will, muß sein Publikum nehmen wie es ist; — Herr Weber nahm es so, und macht gute Geschäfte, Herr Moriarty nahm das Honorar, gab einen Theil davon den eigentlichen Arbeitern, und machte also auch gute Geschäfte (erst bei einigen spätern Uebersetzungen hatte es J. Seybt, durch Ernst, erlangt, seinen Namen zu dem Moriarty's auf das Titelblatt setzen zu dürfen). Moriarty schickte an Boz die deutsche Uebersetzung von dessen Werken, schrieb sich natürlich ein ganz entschiedenes Verdienst zu, erhielt, wie es sich ebenfalls von selbst versteht, eine höchst schmeichelhafte Antwort, wodurch seine Verbindung mit dem berühmten Schriftsteller begründet war, eine Verbindung, die er ohne Zweifel gehörig zu benutzen gewußt hat. — Derselbe Moriarty, nun in Berlin wohnhaft, gab auch früher hier ein englisches Journal „German Examiner“ heraus, welches aber bis auf einige, von Deutschen herausgequälte Aufsätze so inhalts- und geistesleer war, daß es schon längst an Abonnentenmangel verschwunden wäre, wenn es nicht der Buchhändler Binder unter anderer Redaction am Leben zu halten suchte. — Nächst den Uebersetzungen ist von E. A. Moriarty eine Art von Wegweiser für Deutsche in London (dessen Titel ich vergessen habe), bei Weber hier erschienen. Auch dieses Buch ist von J. Seybt, und zwar nach englischen gedruckten Quellen bearbeitet.*) Neu-lich kam von ihm ein neues Werk zum Vorschein: „Leben und Wirken D'Connells, von E. A. Moriarty.“ Ich bin in diesem Augenblicke noch nicht im Stande zu sagen, wie viel J. Seybt und Andere daran mitgearbeitet

*) Der Herr Verfasser hat sich erboten, die gemachten Angaben nöthigenfalls gerichtlich zu beweisen. — Die Redaction der Abendzeitung.

haben; daß aber J. Seybt thätig dabei gewesen ist, weiß ich mit der größten Bestimmtheit. Daß das Buch eigentlich nur eine Compilation verschiedener englischer Druckchriften, die uns weniger zugänglich sind, unterliegt keinem Zweifel. — Der „gelehrte“ Verfasser nennt sich darin D'Connells „Verwandten.“ Beinahe jeder Irlander nennt D'Connell seinen Verwandten, und die irish bulls des Herrn Moriarty sind hier hinlänglich bekannt. Allein wenn E. A. Moriarty auch wirklich D'Connells Verwandter ist, so wird er selbst dadurch nicht eine Linie breit an Fähigkeiten zunehmen, und der Agitator recht gern auf die ihm durch diese Prahlerei gewordene Auszeichnung verzichten. Leipzig, im Oktober. †.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Stuttgart im August.

(Schluß.)

Zweiter Brief.

Ich habe in meinem ersten Briefe von dem Wahne der Stuttgarter gesprochen, die von einem Aufblühen des Buchhandels in einer literarischen Wüste träumen. So wenig literarisch-politisches Leben aber man sich für Stuttgart denken kann, immer bleibt man unter der Wirklichkeit zurück, um mich eines derben Studenten-ausdrucks zu bedienen: „Es ist wirklich unter allem Nachtwächter.“ — Es ist so weit, daß die hier sich aufhaltenden Literaten sich um gar nichts Deffentliches mehr bekümmern, mit den auswärtigen Blättern nicht correspondiren, und wie die Pascha's ein ruhiges Opiumleben führen. Auch werden sie dick. — Nirgends wird so viel raisonnirt über das Theater, als in Stuttgart, aber hier darf es nicht kritisiert werden. Die hiesigen Künstler werden auswärts gar nicht bekannt. Die Censur hat besondere Ordre, keinen Tadel über die hiesige Hofbühne durchgehen zu lassen, so will es auch Niemand loben, und mit Recht. Obschon Herr von Taubenhaim und Moriz Männer von Geist sind, so finden sie das doch sehr bequem. Es könnte einem Beamten, oder einem Schriftsteller, der in irgend einer Verbindung mit dem halb und ganz Offiziellen steht, übel ergehen, wollte er die Erbärmlichkeit des Theaters angreifen. Und dies geschieht in einem konstitutionellen Lande! Es steht wahrlich den Schwaben übel an, über Baiern und Oesterreich zu raisonniren. Hafensüßigere Höflinge sind mir noch nicht vorgekommen. Sie dürfen im Theater nicht

den geringsten Laut des Mißfallens zu erkennen geben, und dabei stolziren sie über die Berliner, die auch in dieser Hinsicht die freiesten ungenirtesten Bürger Deutschlands sind. Sie sind freilich des Enthusiasmus fähig, — während die Schwaben sich schämen, gerührt zu sein, weil es sich nicht schickt, daß man gerührt ist, wenn es Jemand sieht. Die Oper hier ist unter aller Kritik, mit Stumpf und Stiel, die Mlle. Marx mit eingerechnet, keine 10,000 Gulden werth. Hingegen zählt das Schauspiel bedeutende Mitglieder. Die Herren Fußberger, Knauth, Pehold — dieser auch in der Oper — Moriz und einige andere namenlose, die Talent haben. — Die Damen Schmidt, Wittmann, Fischer, Lange, Petitjean. Das weibliche Fach ist besser besetzt als das männliche. Sie haben übrigens eine Sängerin gehen lassen, — Frä. Knoll — die jetzt in Frankfurt ist und allein mehr Stimme und mehr Seele hat, als ihre ganze Oper zusammen. — Sie war ihnen nicht schön genug. Hingegen ist Mlle. Marx, die keine hohen Töne mehr hat, lebenslänglich engagirt. — Ich mache Sie auf eine junge Schauspielerin aufmerksam, die es in einigen Jahren bis zu den ersten Stufen der höhern Tragik gebracht haben wird. Sie ist eine Dresdnerin, und heißt Frä. Fischer. Dieses Mädchen, wie gegossen zu einer Bühnengestalt, mit großen gespaltenen Seelenfenstern, die man Augen heißt, in denen man ganze Bücher von Gefühlen lesen kann, und die in ihrem Busen zwei heterogene Elemente, Brand und Sehnen, vereinigt, wird es zu einer ersten Tragikerin bringen, wenn sie in eine gute Schule kommt. Sie hat hier sehr viele Feinde, nur Moriz begünstigt sie, und das beweist für seinen guten Geschmack. Etwas mehr Schwung wäre ihr in den Affecten zu wünschen, hingegen spricht sie das schönste Deutsch, das ich je gehört habe. Fräulein Petitjean ist eine französische lebendige Schauspielerin für das Lustspiel. Ausgezeichnet ist Mad. Schmidt in Allem, was sie spielt. Hr. Fußberger bedarf des Lobes nicht; er ist der Erste hier und wird mit jedem Tage besser. Hingegen konnte ich in Löwe kein Schauspielertalent entdecken. Er macht jedoch Gedichte — warum, weiß ich nicht. — Er hat's nicht nöthig. — — — Moriz ist ein vortrefflicher Regisseur und ein Mann von feinem gebildeten Geiste. Eher ein Diplomat, als ein Schauspieler, und gewiß wäre er ein besserer Schriftsteller. — — — Es halten sich wenig Schriftsteller hier auf, und Moriz ist eigentlich das Centrum des hiesigen schöngeistigen Lebens. Hr. Hackländer hat jetzt eine Anstellung in der Hofkanzlei, Dingelstedt ist definitiv als Prorektor angestellt. Er verdankt dies der sogenannten schlechten Presse. Man berichtete im Komiten, er heirathe die Stubenrauch. Als der König dies hörte, verwandelte er seinen provisorischen Gehalt in einen fixen. D. benutzte die Reise des Königs, um in das Bad Kreuth zu gehen. Man sagt, er werde sich selbst einen Subprorektor anschaffen. Eine komische Gestalt geht hier herum, halb Rentier, halb Literat, vor Allem aber ein blasirter behärtigter preisloser Lustspielsdichter. Denken Sie sich, ein Mensch, der 100,000 Gul-

den Vermögen hat und sich sein Leben abquält, um als Lustspielsdichter einen Namen zu erhalten. Er dictirt sie, reißt selbst Wiße darüber, aber wehe dem, der selbst sich einen Wiß darüber erlaubt. — Man meint, er sei verliebt. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß alle mittelmäßige Schriftsteller aussehen, als seien sie verliebt. Sie suchen den Mangel an Geist durch die Haltung des Körpers und wo möglich auch durch die der Kleidung zu ersetzen. Und meistens machen sie ihr Glück damit. Wenn sie gar kein Talent mehr haben, ziehen sie Glacéhandschuhe an und lächeln holdselig wie eine frühreife abgefallene Unsterblichkeit. Nicht durch Talent macht man heute sein Glück, noch weniger durch Genialität. Man muß sich elegant und dumm stellen, muß gebügelte Ideen und gewaschene Gefühle haben, und das gelingt den Dummen selbst am besten! Um heut zu Tage Professor an einer deutschen Universität zu werden, muß man alles Mögliche thun, um sich zu stellen, als wisse man nichts, thue man nichts und habe durchaus weder Willen noch Geist; hie und da ein Wort fallen lassen, diplomatisch lächeln und vor Allem sechs Schuh hoch und zwei Schuh dick sein. — Ein Professor muß schon seinen Ratheder ausfüllen. — Ein Schriftsteller nun gar — das muß ein Mann sein, vor dem der Schwabe Respekt hat. Essen muß er für drei, trinken für vier Mann, viel schreiben, wenig sprechen, bei den Damen hübsch stillschweigen, sonst sagen sie, er wäre aufdringend und habe kein Gemüth. Wie kann auch ein Mensch, der plaudert, Gemüth haben, oder seine Frau lieben?

Dingelstedt, sagt man, arbeitet an einem Trauerspieler. Dr. Ehrenbaum aus Berlin arbeitet ebenfalls an einer Tragödie, Charlotte Corbay. Ich wünsche ihnen alles Glück. Die Poesie ist überall zu Hause, wie Gott selbst. Das erinnert mich an eine Anekdote:

- Der Lehrer fragt einen Buben: „Wo ist Gott?“
- „Überall.“
- „Wo überall? Ist er in dem Zimmer?“
- „Ja.“
- „Auf dem Speicher?“
- „Ja.“
- „Im Garten?“
- „Ja.“
- „Im Keller?“
- „Nein.“
- „Was! warum nicht, du Eselsjunge?“
- „Wir haben keinen Keller.“
- „Dummer Junge, du.“ —

A. Weill.

Aus Hamburg im September.

Eines der interessantesten Gastspiele, welche das Hamburger Stadttheater seit langer Zeit gesehen, war das der vortrefflichen Lilla Löwe, vom deutschen

Theater zu St. Petersburg. Mißtrauisch gegen Versicherungen dieser Art zu sein, ist freilich nicht nur ein Recht, sondern sogar eine Pflicht des Publicums geworden, seitdem sie — der Himmel und die Taschen der leidigen Duzendlobhudler kennen die Gründe! — täglich selbst in Bezug auf die traurigsten theatralischen Mittelmaßigkeiten in die Welt gesandt werden. Indessen haben Sie, der Gato unsrer heutigen Theaterkritiker, Dem. Löwe bei ihrem neulichen Dresdner Gastspiele mit gleicher Wärme der Anerkennung eines so seltenen Talentes begrüßt, und indem ich Sie wie Ihre Leser auf jenes Urtheil verweise, gewinnen diese Zeilen ohne Zweifel nicht unbedeutend an Gewicht und Glaubwürdigkeit. Lilla Löwe entzückte und überraschte hier die Freunde der ächten, der unverfälschten dramatischen Kunst, jener, welche nicht aus dem allgemein zugänglichen Farbentopfe grober Bühnentünche ihre schreienden Effecte holt, sondern, von Begeisterung für ihre hehre Aufgabe getragen, einzig durch die Kraft edler Einfachheit, durch den Glauben hinreißender Natürlichkeit wirken will. Dies sind, verbunden mit angeborenem Adel, die immer wiederkehrenden Grundzüge in den Darstellungen der genannten Künstlerin. Es ist die Basis, auf welcher ihre sämtlichen Gestaltungen zur Erscheinung kommen. Und jede derselben glänzt mit reizenden geistigen Schönheiten, verräth eine überraschende Schärfe des Denkens, eine seltene Klarheit des Anschauungsvermögens. Die Lichte und Schatten werden stets mit einem bewundernswerthen Tacte vertheilt, die Nuancen in ihren feinsten

Abstufungen mit unübertrefflicher Sicherheit der Totalität des Bildes eingewebt. Solch bewußtseinvolles Schaffen ist um so wohlthuernder im Gegensatz zu jenem unsichern Tasten und Taumeln, dem wir heut zu Tage meist auf den Brettern begegnen. Am vorzüglichsten gelingen der Löwe die Charaktere voll edler, sinniger Weiblichkeit, jene Schmerzensbilder voll Adel und Schwung der Empfindung, denen das Leben seine spitze Dornenkrone auf die Stirn drückt, und die im Ringen mit dem Fatum und den Menschen eine erschütternde Poesie des Leidens zur Anschauung bringen. So wird mir die Caroline in der „Vorleserin“, welche Dem. Löwe hier zwei Mal spielen mußte, eine unvergeßliche Leistung sein. Mit köstlicher Feinheit und Wahrheit gab sie die „Donna Diana“ und gleich vortrefflich die Esmeralda im „Glöckner von Notre-dame“ (seltsame Rollenwahl, jedoch durch unser unglaublich lückenhaftes Repertoire nothwendig geworden), die Clementine in „die Braut aus Pommern“, „das Käthchen von Heilbronn“, das Gretchen im „Faust“ (zwei Mal und zwar unmittelbar hinter einander) und als letzte Gastrolle die Parthenia im „Sohn der Wildniß“. Unsere wackere Bertha Stieh leistet sehr viel in dieser Partie. Das Hamburger Publikum zeigt sich überdies meist partiisch für seine heimischen Lieblinge, und dennoch errang die Löwe von Scene zu Scene gesteigerten stürmischen Beifall, ward drei Mal gerufen und schied unter dem dankbaren Jubelrufe des Hauses.

J. M.

F e u i l l e t o n .

Es ist die Pflicht jedes deutschen Ehrenmannes, besonders aber jedes deutschen Journalisten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften gegen die Spielhöllen in Baden, Wiesbaden und anderen Orten zu kämpfen, sie auf jede Weise zu verfolgen, zu brandmarken, und der öffentlichen Verachtung Preis zu geben. Es ist dieses eine Pflicht und kein Verdienst, wie man es in neuester Zeit zu bezeichnen für gut gefunden hat. Um die Spielhöllen und ihre Unternehmer aber mit den schärfsten Waffen, mit dem entschiedensten Erfolge zu befehden, bedarf es nur der einfachen klaren Wahrheit, der einfachen klaren Moral, der einfachen klaren Hinweisung auf die Masse allzubekannter Gräuelt, des vielen, großen entstandenen Unglücks, der herzerweichenden Verzweiflung ganzer geopferter Familien. Die Macht der Wahrheit muß siegen, — und sie wird es auch. — Werft aber zu dieser ganzen großen, zermalmenden Wahrheit auch nur ein Körnchen Lüge, und ihr gebt damit dem Laster eine Blöße, ihr öffnet dem Feinde eine Lücke, in welche er eindringen wird, und ihr werdet der guten Sache geschadet haben, statt ihr zu nützen. — Loben kann, soll man auch dann nicht, denn ihr habt aus einer reinen Sache eine unreine

gemacht. — Die hinlänglich bekannten gräueltollen Thatfachen sprechen schon allein genug; Uebertreibung, Erfindung bedarf es nicht. Wer dabei erfindet, übertreibt, der ist nicht unser Freund. — Ein Hr. Honeck (Cohen) veröffentlichte in der Kölnischen Zeitung „Spielgeschichten“ aus Baden, ein Hr. Buddeus berichtet in der „Zeitung für die elegante Welt“ aus Baden Aehnliches. Der Spielpächter Benazet fordert den Lesern öffentlich zum Beweise auf, und nennt die Erzählungen des Erstern „Verläumdungen“. Hr. Honeck hingegen erklärt ebenfalls öffentlich: „er lasse sich nicht herab, dem Spielpächter Rechenschaft zu geben,“ und Laube erklärt in seinem Blatte: „er werde dem abwesenden Buddeus rathen, ebenfalls auf keinen Beweis einzugehen.“ — Hr. Laube mag in bangem Vorgefühle für seinen Schwager Buddeus so gesprochen haben, und Hr. Honeck in Ermangelung der Beweisstücke. Das wäre eine schöne ehrenhafte Art zu streiten, wenn man zuerst von irgend Jemandem Schlichtigkeiten drücken ließe, und dann, wenn der Angegriffene Beweise will, sich nicht herablassen wollte, dieselben zu liefern. Zuerst ist der Angegriffene gut genug, daß man allerlei Nichtswürdiges

gegen ihn behauptet, — zuletzt aber ist er zu schlecht, als daß man ihm die Nichtswürdigkeiten beweist! — Man kämpft gegen Immoralität mit Immoralität, man kämpft gegen Willkür mit Willkür. Dazu ist denn doch Deutschland zu gescheit, das läßt es sich doch durch keinerlei Sophisterei weiß machen, daß dieses Kämpfen ehrenvoll sei, so blind ist denn doch das Volk nicht. — Wer einen anerkannten, verurtheilten Dieb einen Mörder nennt, muß, nach juristischen und moralischen Gesetzen den Mord beweisen, und es wäre eine mehr als lächerliche, ja eine höchst strafbare Vertheidigungsmethode, zur Entschuldigung sagen zu wollen: „der Dieb ist mir zu schlecht, um ihm den Mord zu beweisen.“ — Also nur ehrenhaft gestritten, meine Herren, — die Infamie der Spielhöllen und ihrer Unternehmer, ohne Anstand, ohne Scheu, an das volle Licht gestellt, aber nicht ein Haar breit von der Wahrheit gewichen, bewiesen, wo ein Beweis nöthig ist, — aber unseren Feinden nicht durch Uebertreibungen und Erfindungen in die Hände gearbeitet! Sonst nützt ihr ihnen, nicht uns, nicht Deutschland. — Ob Honck, ungeachtet alles Guten, was er sonst gethan haben mag, hiernach so hoch als Märtyrer zu stellen, und so sehr zu bedauern ist, wenn er in Baden Strafe zu erleiden hat, und zwar doch wohl Strafe, weil er sich nicht zum Beweise seiner Behauptungen herablassen will oder kann, — diese Frage bedarf keiner Beantwortung, da sie alle rechtlichen Menschen übereinstimmend beantworten müssen, und wenn sie, wie ebenfalls von ihnen erwartet werden muß, mit dem gerechtesten Abscheu und Zorn gegen die un-deutschen, scheußlichen Spielhöllen unserer dadurch vergifteten Heilbäder anstürmen. — 39.

Gugkow hat hintereinander zwei Erklärungen veröffentlicht, um sich von dem Verdachte zu reinigen, in welchen ihn Staatsrath Bluntschli in seinem Communistenberichte mit Unrecht zu bringen versucht hat, von dem Verdachte nämlich, als nähme Gugkow an Communistenumtrieben Theil. Indessen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Gugkow sich selbst in diese Verlegenheiten verwickelt hat. Es ist überhaupt die Schwachheit vieler Freisinnigen in Deutschland, daß sie meinen, alle Bewegungen, die aus dem Volke hervorgehen, ohne allen Unterschied begünstigen, oder ihnen doch wenigstens nicht entgegengetreten zu müssen. Ein solches Verfahren zeugt aber entweder von völliger Unfähigkeit im öffentlichen Leben zu wirken, oder ist Verrath an der Sache der politischen Freiheit, d. h. Verrath am Liberalismus. Soll das einen Unterschied machen, daß derjenige, der den grassirenden Despotismus, die Vernichtung der Individualität, die grenzenlose Bevormundung, die Aufhebung des Eigenthumsrechtes, kurz die unerhörteste Tyrannei predigt, ein Schneider, esell ist? sollten wir ihn deshalb hätscheln, ihm deshalb den Hof machen, freundschaftliche, aufmunternde Briefchen schreiben, die Hand zur Verbreitung seiner Schriften bieten, (was Gugkow

eingeständenermaßen gethan hat,) weil er kein Portefeuille hat? Was hat der Communismus mit einem auf freisinnigen Grundsätzen gebauten Rechtszustand gemein? nicht das Mindeste, im Gegentheil, beide stehen im geradesten Widerspruche mit einander. Der Communismus ist das Bevormundungssystem in seiner ganzen Reinheit. Er gebietet: der Einzelne hat kein Eigenthum; das sagt jeder Despot. Er knetet die Bürger in eine Masse von arbeitenden Sklaven zusammen und konzentriert den ganzen Staatsorganismus in eine Handvoll erleuchteter Vormünder; aber das ist ja Paraguay und Dr. Francia in seiner größten Vollendung; aber was in aller Welt wollen und thun denn unsere Absolutisten anders? verfolgen sie nicht ganz dieselbe Richtung? nur daß sie nicht so weit gehen. Der Communismus ist nichts weiter als das bis in's Absurde getriebene System aller absoluten Minister. Er beruht vollkommen auf denselben Grundsätzen, er geht von denselben Prinzipien aus. Und anstatt diese Wahrheit einzusehen, sie zu benutzen, aller Welt zu zeigen, wohin eben die Verachtung des Eigenthumsrechtes, wohin die Verletzung der Individualität bei Despoten führen kann, sollen wir bei diesem Despotismus ein Auge zudrücken, weil — er von Männern aus dem Volke ausgeht, aus dem Volke, dessen ungeheure Mehrheit noch so viele gesunde Sinne hat, um dergleichen Lehren mit Verachtung von sich zu weisen? Nein, ein Freisinniger, der nicht mit voller Entschiedenheit gegen den Absolutismus, welcher sich Communismus nennt, auftritt, der wohl gar noch so tief sinken kann, mit einem Communistenpapst zu liebäugeln, der beweist weiter nichts, als daß er gegen die Absolutisten, die am Ruder stehen, Opposition macht, um mit einem neuen Absolutismus ihre Plätze einzunehmen. Das einzige Gute, was diese communistischen und neuhegelingschen Bestrebungen haben, ist, daß sich bei dieser Gelegenheit die Spreu vom Weizen sondert.

Freiheit des Cultus ist eine schöne Sache, in dessen bleibt bei der Ausführung dieses Prinzipes eine Frage zu beantworten, wenn nicht unter dem glänzenden Vorwande, Freiheit des Cultus zu gewähren, gerade im Gegentheil Gewissenszwang und religiöse Verfolgung begünstigt und geschützt werden soll. Es giebt Systeme von Gottesverehrung, zu deren Lehrsätzen und Pflichten die Beschimpfung, Verfolgung, Unterdrückung Andersgläubiger gehört. Wie nun? besteht wohl die Aufrechterhaltung der Freiheit des Cultus darin, daß wir dulden, daß die Priester einer Kirche Andersgläubige beschimpfen, verfolgen, unterdrücken? Machen wir uns daher nicht zu Mitschuldigen der Unterdrückung, anstatt Beschützer der Freiheit zu sein? Soll die Freiheit des Cultus nicht gemißbraucht werden, so muß eine aufgeklärte Regierung an dem Grundsatz festhalten: Jeder ist befugt auf seine Art Gott zu verehren, jedoch nur insoweit, als dadurch nicht Andersgläubige auf irgend eine Weise in ihren Rechten und Freiheiten gekränkt, also beschimpft, unterdrückt, verfolgt werden. 14.

Deffentlichkeit und Mündlichkeit. In einer Cabinetsordre des Königs von Preußen war der Wunsch ausgesprochen, baldmöglichst neue Kirchensysteme in den Parochien zu gründen, wo die vermehrte Seelenzahl die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der Einzelnen sehr problematisch oder ganz unmöglich mache, und dieser Wunsch war namentlich der Luisengemeinde in Berlin (40,000 Seelen mit nur 2 Geistlichen!) dringend ans Herz gelegt. Man sah wohl ein, daß der gewöhnliche Weg der Circulare, oder gar der Verfügungen, hier zu einem erwünschten Resultate nicht oder doch sehr schwer führen werde, und der eine Geistliche veranlaßte daher in Verbindung mit dem Syndicus, als Commissarius des Magistrats, am 27. v. M. eine Versammlung in der Kirche, um über die Errichtung einer neuen Gemeinde zu berathen. Da wurde in lebendiger Wechselwirkung von Rede und Gegenrede Vieles erörtert, einzelne Punkte aufgeklärt, Anstände beseitigt, und mancher schlichte Bürger entwickelte Ansichten und Talent, wie man es vielleicht nicht erwartet hatte; ja am Schlusse der Versammlung fand einer der Anwesenden sich veranlaßt, im Namen Aller den wärmsten Dank für dies zeitgemäße, segensreiche Verfahren auszusprechen. Die Sache, welche auf dem gewöhnlichen schriftlichen Wege Monate, vielleicht Jahre gedauert hätte, ist so in wenigen Stunden zur Zufriedenheit aller Betheiligten erledigt. Die neue Gemeinde hat eine Art constitutionell-kirchliche Verfassung angenommen: sie wählt ihre Beamten selbst ohne Einschränkung, und dem Magistrate steht nur deren Bestätigung zu, das Rechnungs- und Verwaltungswesen übernehmen unbefoldete Ehrenbeamten, und es soll für den Bau der Kirche keine Parochialsteuer ausgeschrieben, sondern die erforderliche Summe durch freiwillige Liebesgaben gedeckt werden. Der König hat den Platz bereits geschenkt, und der Magistrat freiwillig zur Lieferung des erforderlichen Holzes, der Steine und des Kalks sich erboten. — Das ist der Segen der Deffentlichkeit und Mündlichkeit. In Liebe frei entstanden, wird dies neue Institut auch in Liebe bestehen, und die Verfassung in ihrer Einfachheit bedarf nicht jener tausend und aber tausend Verfügungen, welche oft bekrittelt, faumselig befolgt, derartige Dinge mehr hemmen als fördern, weil — der Mensch ist nun einmal so! — sie von Oben her erlassen sind; während hier jeder Einzelne sich als Mitschöpfer dieses Werkes betrachten kann und betrachtet, und es ihm also Ehrensache wird, für die Realisirung, Erhaltung und weiteren Entwicklung desselben nach Kräften bemüht zu sein. „Nehmt ein Exempel dran!“

Donna Lola Montez. Die spanische Tänzerin, Donna Lola Montez, welche in Berlin — wie natürlich — ohne Beifall gastirte, ist dort in eine Untersuchung verwickelt, welche — wenn nicht die königliche

Gnade vermittelnd eintritt — sie leicht auf einige Monate ihrer Freiheit berauben kann, und da würde sie wohl thun, diese Zeit unfreiwilliger Muße zur Erhöhung ihrer beschränkten Tanzfertigkeit anzuwenden. Sie wollte nämlich bei dem dort stattfindenden Manöver zu Pferde sich der Suite des Königs anschließen (vielleicht hatte sie davon gehört, daß einstmals ein Herzog bei der Wachtparade ebenfalls die Begleitung einer Tänzerin zuließ!), und als ein dienstthuender Polizeibeamte sie hieran verhindern wollte, war sie naiv genug, demselben mit der Peitsche den Beweis geben zu wollen, daß die angebliche Tochter eines spanischen Generals weit über polizeiliche Weisungen erhaben sei. Die in Folge dieses Vorfalls an sie ergangene amtliche Vorladung soll sie in Gegenwart des Nuntius zerrissen und mit Füßen getreten haben, (südlische, spanische Gluth — nobles Freiheitsgefühl! Nicht wahr, ihr Herren Enthusiasten? Der Marquis von Waterford schlug sich auch mit den Nachwachtern!) und man soll jetzt sehr ernst mit ihr verfahren wollen. Wir werden seiner Zeit den Ausgang der Sache mittheilen.

Zur Nachahmung für Redactionen. In den Vereinigten Staaten erscheint ein Journal, welches folgende Bekanntmachung enthält: „Jede Heirathsanzeige, bei deren Bestellung kein Hochzeitskuchen mit erfolgt, wird mit kleinen Buchstaben in einem abgelegenen Winkel des Blattes abgedruckt. Kommt mit der Bestellung ein guter Kuchen, so wird die Anzeige an einer in die Augen fallenden Stelle mit großen Buchstaben gedruckt. Fügt man Handschuhe oder irgend ein anderes Brautgeschenk hinzu, so verschönert die Redaction die Heirathsanzeige durch Verse. Wohnt aber der Verleger persönlich der Hochzeit bei und genießt er die Ehre, der Neuvermählten einen Kuß zu geben, dann erscheint die Anzeige in ganz ausgezeichnete Form, und wird mit dem Schönsten ausgeschmückt, was das Gehirn des Verlegers zu ersinnen vermag.“

Der türkische Gesandte in Paris hatte die Idee, sich dort nach orientalischer Sitte einen Harem zu errichten, und in denselben Pariser freiwillige Odalisten aufzunehmen. Er wandte sich, um in dieser Unternehmung von keiner Seite gestört zu werden, an den Minister des Auswärtigen zur Erlangung eines Kaperebriefs für diese „ländlich-sittliche“ Seeräuberei, und war im höchsten Grade aufgebracht, als Herr Guizot, wenn auch in der mildesten Form, diesen Antrag ablehnend beantwortete!

Der bekannte Hornvirtuose Eisner, der im Vaterlande vergeblich eine Anstellung suchte, ist wieder nach Petersburg zurückgekehrt, wo er bei der italienischen Oper als erster Hornbläser engagirt worden. 18.